

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 50

Buchbesprechung: Neue Schweizer Bücher

Autor: H.B.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Greyerz. Porte St. Agathe.

Gemäldeausstellung des Herrn Oberst Stockalper zu Brig befinden sich noch heute mehrere Werke von der Hand Mannhafts.

Im Lande herum wurden Versammlungen abgehalten und nur Stockalpers Versprechen, sich nicht wie ein Souverän aufführen zu wollen, vermochte die neidische Partei zu beschwichtigen. Auch mußte er eidlisch sein Vermögen angeben und jedem Zehnten eine bedeutende Summe bezahlen.

Noch blieb er Landeshauptmann, doch nicht für lange Zeit, denn nach einigen Jahren schon brach der Neid neuerdings aus gegen ihn und dieses Mal so stark, daß er mit seiner Familie über die Berge nach Domodossola fliehen mußte.

Gesächtet von seiner Heimat, lebte er 7 Jahre in der Verbannung, während welcher Zeit die Stimmung im Wallis wieder zu seinen Gunsten umgeschlagen hatte. Als alter Mann kehrte er 1686 nach Brig zurück, nachdem er sich durch ein untertäniges Schreiben an den Landrat verpflichtet hatte, sich jeglicher Einmischung in politische Tagesfragen zu enthalten und kein Amt mehr annehmen zu wollen. Trotz des Verbotes des Landrates zog ganz Brig dem Heimkehrenden auf den Simplon entgegen und es war ein wahrer Triumphzug, der so recht gemacht war, den ehrwürdigen Greis allen Groll über die Undankbarkeit seines Vaterlandes vergessen zu lassen.

Stockalper hatte alle seine Söhne überlebt, als er 1691 im Alter von 82 Jahren starb. Draußen vor den Toren Brigs wurde er am 2. Mai in der Kirche zu Glis beigesetzt.

Mit Recht wird er in der Geschichte des Wallis als „der große Stockalper“ bezeichnet. Als ein sehr weitsichtiger und allseitig gebildeter Mann fühlte er sich zu Großen berufen. Es ist nur schade, daß er in einer Zeit lebte, die für seine Pläne nur wenig Verständnis zeigte und die, von Kleinlichem Parteihader getrübt, nichts Großes aufkommen ließ.

Neue Schweizer Bücher.

I. „Am Moléson“. Vaterländische Erzählung von Hans Brugger. Verlag des Vereins für Verbreitung guter Schriften, Bern, 1917. —

Ein toter Dichter reicht uns da seine Weihnachtsgabe dar; dieses Geschenk mit einigen Dankesworten entgegenzunehmen, wird uns zur angenehmen Pflicht. — Dr. Hans Brugger, der verdiente bernische Schulmann, Gelehrte und Dichter, weilt schon seit dem 22. Oktober 1915 nicht mehr unter uns. Er hinterließ drei seine Bücher: zwei über Picet de Rochemont, den Begründer unserer Neutralität, und dessen Freund Ph. Em. von Tellenberg, den Landwirt und Erzieher von Hofwil, und kürzlich ist nun auch sein nachgelebter Roman „Am Moléson“ im Buchhandel erschienen.

Mit Ergriffenheit laßen wir alle, die wir Hans Brugger im Leben kannten, sein „Moléson“-Buch. Wir fanden ihn hier wieder Zug für Zug: den sinnigen Poeten, dessen Herz in warmer Liebe zur Heimat schlug, den für Demokratie und Freiheit begeisterten Idealisten, den gründlichen und gewissenhaften Geschichtsforscher und den feinen Stilisten.

Wir wünschten kein Buch aus der jüngsten Gegenwart zu nennen, das ein so helles, fleckenloses Dichterbild widerstrahlt wie „Am Moléson“.

Eine „vaterländische Erzählung“ nannte der Verfasser das Buch. Die Bedeutung liegt auf dem „vaterländisch“. Brugger hatte sich in seinem dichterischen Schaffen immer von seiner Liebe zur Heimat leiten lassen. Sie wurzelte in der vaterländischen Geschichte. Wir besitzen aus früheren Jahren historische Dramen und längere epische Gedichte von ihm, die alle irgendwie in Liebe zu den heimatlichen Bergen emporblieben. Seine intime Dichterliebe aber galt dem Moléson, dem Berg seiner Kinderzeit, seines Jünglingsschaffens, der poetischen Sehnsucht seiner Mannesjahre. Der Moléson schaute auf seine Jugendheimat herab; auf einem Hügel des Freiburger Landes steht das Schulhäuschen, in dem sein Vater die Kinder der protestantischen Diaspora unterrichtete. Späterhin fand Brugger den Stoff zu seiner Doktorarbeit in der Lokalgeschichte der Gegend am Fuße des Moléson:

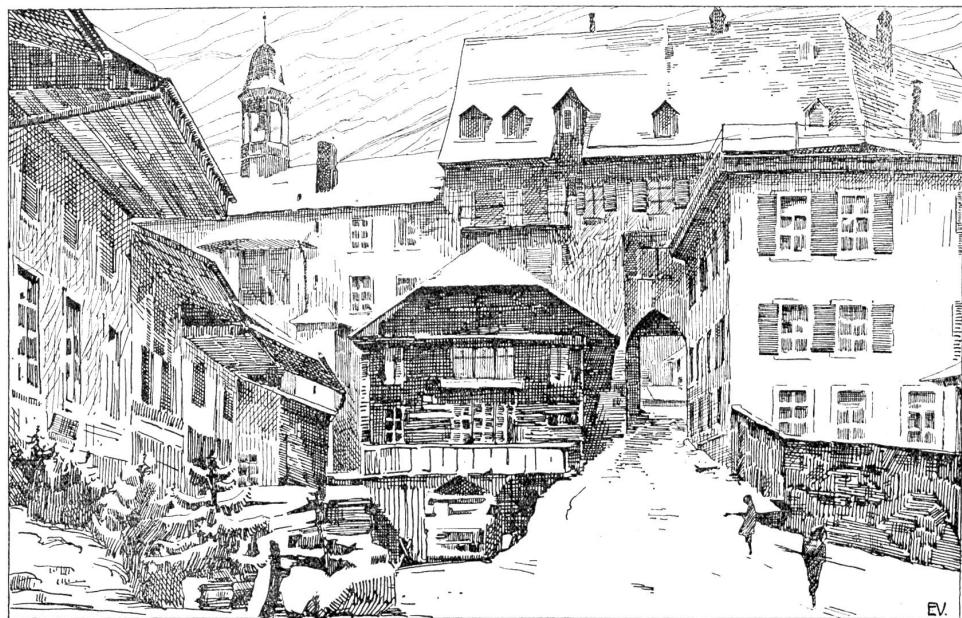
Peter Niflaus Chenaux, ein Bauer und Maultierhändler von La Tour de Trême, einem Dörfchen bei Bulle im Greyerzerlandchen, ist mit Haus und Hof, mit Vieh und Alpbesitz reich gesegnet; von Natur eine hohe, kräftige Gestalt und von demokratischem Geblüt, ist er zum Putschführer wie geschaffen. Sein eigenmächtiger, etwas gewalttätiger Sinn bringt ihn bald in Konflikt mit der Regierung. Im Streit um einen Wald heißt er zur Eigenwehr gegen die „Gnädigen Herren“, wird gebüßt und gebannt. Seither ist er dem Heimlicheren Regiment in Freiburg bitter feind. Er schürt und agitiert gegen die Herren und wird Seele und Führer eines Aufstandes, der 1789 bei Anlaß der Aufhebung von überflüssigen Feiertagen unter dem unzufriedenen Landvolk gegen die Stadt losbricht. Doch der Putschversuch scheitert kläglich; die Berner Regierung schlägt dem bedrohten Freiburger Patriziat ihre Dragoner zu Hilfe und diese treiben die Volkscharen mit ein paar Flinten- und Kanonenschüssen auseinander. Die Rädelsführer werden flüchtig, Chenaux wird von einem Verräter ermordet, sein Leichnam vom Henker gewirbelt und sein Kopf überm Stadttor aufgehängt. Die Geflüchteten, unter ihnen der Greyerzer

Advocat Castella und der junge Arzt Thorin aus Bulle, kehrten 1798 mit den Franzosen in die Heimat zurück. Dies ist der „Chenaux-Handel“, wie er in den Geschichtsbüchern steht.

Schon den jungen Historiker, der nebenbei eifrig Verse schmiedete, hatte das Rein-Menschliche an der Gestalt des Grenerzer Volksführers stark interessiert. Der Chenaux seiner Dissertation ist von der Sympathie des Dichters bestrahlt, vielleicht mehr, als dem Chenaux gehörte, der ein Realpolitiker war, wie die meisten Volksaufwiegler es sind. Es liegt aber eine edle Tragik in jeder gescheiterten Volks-erhebung, die je und je die Dichter angezogen hat. Ein Beweis dafür liegt in den epischen und dramatischen Versuchen, die Psychologie z. B. eines Niklaus Leuenberger, eines Davel und Henzi festzuhalten, deren die Schweizer Literatur viele kennt.

Das demokratische Fühlen, das dem Schweizer im Blute liegt, hieß auch Hans Brugger den Rebellen Chenaux idealisieren, ihn zum Dulder und Helden machen, der unsere Achtung und unser warmes Mitleid verdient. Sein Chenaux ist kein Volksaufwiegler gewöhnlicher Art; er ist vielmehr ein Freund und Beschützer der Schwachen, ein Mann der Gerechtigkeit, der anderer Leute Unrecht auf sich nimmt und für sie einsteht gegen die Gewalttaten der Heimlicher und ihrer Gefolgschaft. So wird er unbewußt in den Mittelpunkt des Geschehens gerückt, vom Schicksal geschoben, zur Führerrolle emporgehoben und schuldlos in tragische Tiefe gestürzt.

In architektonisch schöner Dreiteilung hat der Dichter den Stoff aufgebaut. Der Roman teilt sich in drei Bücher. Im ersten, im „Buch Colin“, hebt eine milde sonntägliche Herzengeschichte an. Colin, der Meisterknecht des Chenaux-Hofes, ein prächtiger, treuer Bursche, liebt Marietta, die tüchtige, feine Tochter Chenaux. Ihre Herzen finden sich bei Anlaß des wunderschön erzählten Abends nach der Aelpler-Liebe auf Pliane, der stimmungsvoll mit dem Ranz des Baches, dem Grenerzer Heimwehlied, austönt. Der strenge väterliche Wille versagt dem Meisterknecht die Tochter. Dieser nimmt seinen Abschied vom Hofe und geht, vom Landvogt verfolgt, in fremde Kriegsdienste. Das „Buch Chenaux“ sodann rückt die Gestalt des Helden in den Vordergrund und erzählt in epischer Ausführlichkeit und mit all den romantischen Details, die einer Verschwörungsgeschichte nicht fehlen, den Aufstand und sein Ende. Der Leser hat hier das Gefühl fast absoluter historischer Treue. Der Dichter und der Historiker haben sich hier aufs schönste in die Hände gearbeitet. Da entdeckt man keine fadenscheinigen Stellen im historischen Kleid, bei denen die Gegenwart hervorguckt. Die Sprache des Dichters, die im ersten Buche oft jubelnde Töne gefunden, um die Schönheit der Berge zu besingen, ist im zweiten Teil gemessen, ruhig und berichtend, wie es dem historisch reinen Stil geziemt. Es liegt eine stille Trauer, die die Affekte verpönt, auf dem Buche. Es löst sich hier alles Polemische in gerechte Beurteilung, alle Leidenschaftlichkeit in stille Anteilnahme auf. Wohl blutet dem Dichter das Herz, wenn er von Chenaux Schande erzählt; aber der Glaube an die gerechte Sache dämpft den Haß und die Rachegefühle zum stillen Glauben herab.



Greyerz. St. Germain.

Das „Buch Thorin“, der letzte Teil, bringt dann die Lösung. Historische und poetische Gerechtigkeit sind hier zum reinsten Ausdruck verschmolzen. Colin, der Verbannte, stirbt im Kampfe mit dem jungen Macconnens, dem Landvogtsohn. Die Revolution wird sein Rächer. Im Schweizer-klub in Paris spielt sich der Kriegskampf dazu ab. Der junge Karl Thorin, auch ein Vertriebener, wird Erbe seines Heimatfreundes. Er kehrt zwar als Begnadigter schon vor dem Einmarsch der Franzosen nach Hause zurück und gewinnt die Hand der Marietta. Fast scheint es, als könnte der Dichter den Heimlichen verzeihen. Aber Chenaux' Blut erhält noch Genugtuung. Sie wird ihm in dem Momente, da sein Enkel den Freiheitsbaum auf dem Schloßplatz in Bulle bejubelt darf.

„Am Moléson“ ist eine ausgesprochene historische Erzählung. Und doch liegt das Schwergewicht nicht auf der geschichtlichen Form, sondern auf dem Geist der Poesie, der durch dieses Buch weht. Alles Geschehn wird zusammengehalten durch ein wundervoll herausgearbeitetes Lokalcolorit. Ob auch der Schauplatz der Handlung sich verschiebt, im zweiten Buch das ganze Freiburgerländchen umfaßt und im letzten Teil an das Gestade des Genfersees und nach der Weltstadt Paris reicht, immer und überall blickt das graue Felsenhaupt des Moléson, gleich einer Mahnung zur Heimatliebe in das Geschehen herab, und so bildet die Landschaft den diskreten Rahmen, der die Romanteile zum kunstvollen Ganzen zusammenschließt.

Und mit welcher Hingabe und Liebe ist diese Landschaft geschildert! Mit schier nachprüfbarer Gewissenhaftigkeit nennt und schildert der Dichter Weg und Steg, auf denen seine Gestalten wandeln. Die Dörfer und Städtchen des lieblichen Grenerzerländchens werden uns vertraut, wie eine Heimat; die Felsköpfe, die überall heruntergucken, grüßen uns wie alte Bekannte. Den Höhepunkt erreicht diese poesiedurchwobene Realistik in der Lokalschilderung im ersten Kapitel des „Chenaux“-Buches. Diese Partie ist zugleich ein Beispiel guter indirekter Darstellung, wie wir sie nur bei den besten Dichtern finden. Während Chenaux seinen Ritt tut ins Charmental, erlebt der Leser die ganze eindrucksvolle Romantik des Tälchens: Auf dem Holzsteg dröhnt der Hufschlag; der Reitweg geht steil durch einen Föhrenwald empor. „Hoch über den Wipfeln“, heißt es weiter, „ragt aus dünnen Nebelföhren eine Ruine. In

Bälde hob sich ein Wehrturm von Monsalvens in die Bläue des schönsten Wintermorgens" . . . „Der Reiter hatte jetzt die Höhe von Monsalvens erstiegen. In reinstem Schneeglanz schimmerten die Hänge und Klüfte links und rechts. Schon übersäbte die Morgensonnen die höchsten Spitzen der Berge . . .“ Nach Stundenlangem Ritt erreicht Chenaux das weltabgelegene Hochtalchen von Jaun . . . „Links ragten die Felsen der beiden Schopfenspitzen und der Körblifluh. Rechts war das Gebirg mannigfaltiger gestaltet, Tälchen öffneten sich mehrmals mit Bächen, die man dort wie spanisch als Rios bezeichnet. Und hinter der Flucht dieser Tälchen türmten sich seltsam mächtige Berggeftalten auf, erst die edle Pyramide der Dent de Brenleire, dann die Zinnen und Zinken und Wände der Gastlosen, an denen der Schnee nicht haften kann, die jahraus jahrein in gleicher Wildheit trocken. Unterhalb der Flühe bekleideten verschlafene, mit Schneelast beschwerte Tannenwälder die Hänge. Halbzahme Gemsen saßen über den Weg. Da und dort schaffte ein Hirt Dünger aus einem Stadel. Es war ein stundenlanger, einsamer Ritt. Endlich guckte hinter einem schrägen Schneerüden der Sonnenhalde ein niederer, schindelbedeckter Kirchturmhelm hervor. Am Fuß der Schattenhalde rauschte ein Wasserfall und klapperte dicht daneben eine Sägemühle. Zur Linken, an den Berg gelehnt, lag das schmude Jaun, das einzige Bergdorf im Grenerzerland, dessen Bewohner deutsch sprechen.“

Zu dieser meisterhaften Behandlung des Lokalen kommt ein unerschöpflicher Reichtum an folkloristischen Einzelheiten, die wie Maienduft und Blumengeranke in der Erzählung eingeflochten sind. Wir nehmen teil an einer alten Trümmusterung in Bulle, steigen mit Collins Senntum auf die schöne Alp Pliane auf dem Rücken des Moléson, sehen ihn dort rüftig mit dem Milchgeschirr hantieren, hören die schönsten Alp sagen des Grenerzerländchens erzählen, erleben einen Aelplersonntag mit Tanz und Schwinget und jene Sommernacht beim Hirtenfeuer, wo unbewußt, wie ein Nachklang aus uralter Germanenzeit, heilige Andachtsgefühle in uns aufsteigen. Wir machen den St. Denismarkt mit und den Tanz im „Schwert“ und späterhin die „Benedik“ (Kirchweih) von Grandvillars mit ihrem interessanten Brauch, da das hübschste und tugendhafteste Mädchen des Dorfes das Brot des heiligen Antonius auf dem Kopf zur Kirche trägt usw. usw.

Hans Bruggers Kunst ist Heimatkunst in des Wortes schönster Bedeutung. „Am Moléson“ ist nicht nur eine Erzählung schlechtweg, sondern eine eigentliche Heimatfunde, in die auch der poetische Geist der Landschaft miteingefangen ist. Ueber die Grenzen dieses Begriffes hinaus ist das Buch ein Kunstwerk, an dem nicht zuletzt die Menschen interessant sind. Sie sind des Dichters eigene Erfindung, Geist von seinem Geist. Chenaux' trockiger Freiheits- und Gerechtigkeitssinn gemahnt an Michael Kohlhaas; er ist wie jener ein Selbsthelfer gewesen; wir können ihm aber unsere Sympathie nicht versagen. So hatte auch Hans Bruggers Herz für die Sache der Freiheit und der Demokratie geglüht; nicht umsonst schwebt der Geist J. J. Rousseaus, seines Lieblingsphilosophen, so sichtbarlich über seinem Grenerzerland. Und dann die schlichte Tüchtigkeit seines Collins und seiner Marietta: er schuf sie aus seinem Herzen heraus; die Marietta hat ihm im Leben wohl ganz nahe gestanden, so wie er ja auch für den feingebildeten Doktor Thorin und den ehrlichen Pater Jungo und andere Gestalten Vorbilder aus seinem Erleben benutzte. Die Sphäre der Treue und Gewissenhaftigkeit, der seelischen Reinheit und Schönheit aber, die über dem Buche leuchtet, die sich zum Beispiel auch in der mimosenhaft-diskreten Behandlung alles Erotischen dokumentiert, sie stammt aus Hans Bruggers ureigenstem Wesen. Und weil in diesem Wesen eine vorbildliche Kraft ruht, wie sie nur selten aus Unterhaltungsbüchern herauswirkt, so ist „Am Moléson“ ein Volksbuch, das die weiteste Verbreitung verdient; sie

ist ihm gewiß auch durch seinen fabelhaft billigen Preis von 60 Cts. gesichert. Doch so sehr müssen wir bedauern, daß die Ausstattung so armelig ausgefallen ist. Wir hoffen, der Verlag werde dem Werke eines Tages das gelbe Armeleute-Röcklein ausziehen und es in einem seinem inneren Wesen und Gehalte würdigen schmucken Gewande neu ins Land hinausschicken. Diese Ehre hätte der Verfasser, der uneigennützig das Manuskript verschenkte, in hohem Maße auch verdient. H. B.

Eine sonderbare Wirtszede.

Von J. P. Hebel.

Manchmal gelingt ein mutwilliger Einstall, manchmal kostet's den Tod, oft sogar die Haut dazu. Diesmal aber nur den Tod. Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen roten Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so gingen sie doch noch einmal in ein Wirtshaus und dachten, sie wollten sich schon wieder hinausholen und doch nicht wie Schelmen davonschleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirtin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken guten Mutes und führten miteinander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahr alt wäre und noch ebensolang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahres alles wieder so komme und sei, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sei. „Ja,“ sagte endlich einer zur Wirtin — die mit einer Stickerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte — „ja, Frau Wirtin, das müssen wir aus untern gelehrten Büchern wissen.“ Und einer war so fek und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal dagewesen seien, und das hübsche, freundliche Gesicht der Frau Wirtin sei ihm noch wohlbekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt und je mehr die Wirtin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwenfelder den Wein und Braten und manche Brezel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirtin,“ sagte einer, „es steht diesmal um unsere Baken nicht gut, denn es sind der Wirtshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an Euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Kredit zu haben, und wenn's Euch recht ist, so wollen wir in sechstausend Jahren, wenn wir wiederkommen, die alte Zeche samt der neuen bezahlen.“ Die verständige Wirtin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen. Zu gleicher Zeit aber stellte sie sich vor die Stubentüre und bat, die Herren möchten nur so gut sein und jetzt die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor sechstausend Jahren schuldig geblieben seien, weil doch alles schon einmal so gewesen sei, wie es wieder komme. Zum Unglück traf der Vorgeseckte des Ortes mit ein paar brauen Wäldern in die Stube, um miteinander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gesangenen Bögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urteil gefällt und vollzogen: Es sei aller Ehren wert, wenn man sechstausend Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Versatz geben. Dies letzte mußte geschehen, und die Wirtin versprach, in sechstausend Jahren, wenn sie wiederkommen und besser als jetzt bei Baken seien, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dies ist geschehen im Jahr 1805 am 17. April im Wirtshause zu Segringen.